

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 7 Juli 2008 123. Jahrgang

Stiefmütterchen

Nachlese zu Pfingsten

Pfingsten – das stiefmütterlich behandelte Fest

Was ist denn an Pfingsten schon Besonderes? Grillsaison eröffnet, Ausflugszeit, Heimatvertriebenentreffen. Kaum Bezug zum Kern des Festes. In der gesellschaftlichen Wahrnehmung ist das Fest eher eine Verlegenheit. Im Jahreskreis der christlichen Feste ist Weihnachten der Paukenschlag mit starkem gesellschaftlichen Echo. Karfreitag und Ostern sind schon leiser, werden aber wahrgenommen. In der Bibel ist es gerade umgekehrt: Weihnachten war ganz leise – gesellschaftlich kaum wahrnehmbar. Karfreitag war öffentlich, aber ein Zeichen von Scheitern und Schande. Ostern spielte sich hinter verschlossenen Türen ab. Aber Pfingsten war ein Paukenschlag. Es brachte mindestens in Jerusalem Tausende auf die Beine und hatte unübersehbare Auswirkungen

Pfingsten in der Schrift und in der kirchlichen Praxis

Der Heilige Geist hat nach biblischem Befund eine zentrale Bedeutung. Warum hat das in der kirchlichen Lehre und Praxis eine so bescheidene Auswirkung? Schon in den Bekenntnisschriften kommt der Hl Geist eher mager weg. Da ist der viel zitierte Satz: »... ubi et quando visum est deo« Er ist wohl wahr, aber – Verzeihung – er wird oft behandelt wie eine heilige Lotterie: Du kannst gewinnen, aber rechne eher mit einer Niete. Die römische Kirche hat im Sakrament der Firmung immerhin ein Ritual der Geistverleihung. Aber traut sie sich, etwas daraus zu machen? Ich durfte Firm-

pate bei einem meiner Enkel sein und war erstaunt über den Inhalt der Firmliturgie. Warum wird so verschämt damit umgegangen? Wegen der zickigen Mädchen und Lausbuben, an denen so was vollzogen wird? In unserer Kirche kommt Geistvermittlung nur beiläufig vor in Verbindung mit anderen Ritualen wie Taufe, Ordination. Der Heilige Geist hat schlichtweg keine zentrale Eigenbedeutung. Ich stelle das fest, ohne jemanden anklagen zu wollen. Ich hoffe, dass die wachsende Bedeutung des Begriffs »Spiritualität« eine Wandlung in Gang setzt.

Eigene Erfahrung

Vom theologischen Studium her war der Heilige Geist für mich eine Chiffre, er hatte keine praktische Bedeutung, bis ich das Buch eines anglikanischen Kollegen las (Dennis Bennett, In der dritten Stunde), in dem er seine »Entdeckung« des Heiligen Geistes und seiner Gaben schildert. Ich hatte noch kein Drittel gelesen, das sagte etwas in mir: Das mußt du haben, koste es, was es wolle. Heute ist mir klar, dass ich auf dem spirituellen Tiefpunkt war und unbewußt meine inner Leere ausfüllen wollte. Nun war es damals in den 70er Jahren schwer, mit jemandem darüber vernünftig theologisch zu reden. Heiliger Geist, gar Erfahrungen mit ihm – das war einfach kein Thema. Also nahm ich die beschriebene Erfahrung jenes Kollegen als Anleitung und begab mich in ein geistliches Abenteuer. Es verlief unspektakulär, vor allem fernab von allem Ekstatischen. Gewiß, ich bat den Hl. Geist mit einer Erwartung wie nie zuvor, mich zu erfüllen. Ich ließ mich dar-

Inhalt

■ Artikel

Gotthold Karrer,
Stiefmütterchen 97

Dr. Rainer Oechslen,
Ägyptische Reise 98

Dieter Helbig,
Ja und Nein 102

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 110

Rainer Häberlein,
Mit dem Grüßen fängt es an 104

■ Aussprache

Hans-Joachim Schaffer,
Richtig recherchiert? 106

Hans-Wilhelm Ernst,
Sätze von gestern 107

Hans-Eberhardt Rückert,
Ist der Gottesdienst nichts wert? 109

Dr. Hermann Ruttmann,
Menschen wichtiger
als Strategie 109

Dr. Richard Riess,
Falsche Behauptungen 110

■ Hinweis

Deutscher Pfarrerinnen-
und Pfarrertag 103

Urlaub in Lubmin 107

■ Ankündigungen

111

auf ein, in einer mir unbekanntem Sprache zu reden (Lutherdeutsch »in Zungen reden«) und tu das immer noch zu meiner Erbauung.

Das löste eine Veränderung aus – ganz behutsam: Gott wurde mir real, ich fing wieder an zu beten (leider muß ich das so sagen) und die Bibel enthielt auf einmal Texte, die mich ganz persönlich angingen. Ihre Lektüre wurde mir existenziell wichtig. Meine Weltsicht wandelte sich. Es gab eben doch eine unsichtbare Welt, sie war nicht mehr Teil eines überholten antiken Weltbildes. Kurz gesagt: Ich mußte meinen Rationalismus korrigieren. Der Verstand lernte, vor dem Geist die Knie zu beugen. Vor allem aber bekam ich einen Motivations-schub. Hatte ich kurz vorher noch überlegt, ob ich wirklich lebenslang Pfarrer bleiben wolle, so war das kein Thema mehr. Ich bekam eine bleibende Freude am Glauben und einen Drang, ihn weiterzugeben. Das wirkte ansteckend, vor allem auf junge Leute. Die ganze Erfahrung ist für mich immer noch – ja immer wieder neu ungeheuer befreiend.

Mehr Pfingsten?

Aber sicher! Zunächst ein Eindruck, der sich mir in dem Zusammenhang aufdrängt: Die offizielle Kirche vermeidet es, sich mit Themen, die bestimmte Gruppen besetzen und für sich reklamieren, auseinanderzusetzen. So besetzte der Pietismus und in seinem Gefolge die Evangelikalen das Thema »Bekehrung«, »Wiedergeburt« – schon wurde es zum Tabu. Pfingstler und Charismatiker besetzen Themen wie HI Geist, Charismen oder Geistesgaben – schon ist ein neues Tabu da. Warum nur? Ist das vielleicht ein Zeichen von Schwäche und Feigheit? Die Erfahrung mit Geist und Geistesgaben sind schon auf Grund des biblischen Befundes eine gründliche Auseinandersetzung wert. Da haben wir doch einfach Defizite. Die Schattenseiten des Rationalismus warten dringend auf eine Überwindung! Wer da Angst hat vor einseitiger »Geisttheologie« soll sich erst mal auf den Geist einlassen. Er wird Ausgewogenheit, Befreiung und erweiterte Wahrnehmung der Wirklichkeit erleben. Das geht wahrscheinlich nicht ohne die Demut, sich helfen zu lassen, von denen, die in Geisterfahrungen schon ein Stück mehr zu Hause sind.

Wir bitten ja wahrlich um den Geist in Liedern und Gebeten. Der Geist will aber auch empfangen werden, er will mit uns vertraut werden, will Raum haben im

Lebensvollzug und im kirchlichen Handeln. Er will durch seine Gaben wirken. Wenn ich recht sehe, kommt das in unserem kirchlichen Leben noch kaum vor. Oder sind z.B. die in 1.Kor. 12 beschriebenen Geistwirkungen kirchliche Lebenswirklichkeit? Was für Chancen liegen noch vor uns, die Kraft, Liebe und Wahrheit des Geistes noch ganz anders

zu erfahren? Welche Ermutigung! Was für eine neue Vollmacht für unsere Kirche! Wenn der Geist, der die Kirche gegründet hat, in ihr ein Randthema bliebe, dann müsste man sich nicht wundern, wenn die Kirche selbst in der Gesellschaft eine Randerscheinung würde.

Gotthold Karrer,
Pfr. i.R., Buchloe

Ägyptische Reise

Der Landeskirchenrat ermöglichte mir zum Anfang meiner Dienstzeit als Beauftragter für interreligiösen Dialog und Islamfragen einen Aufenthalt in einem muslimischen Land, um mir ein eigenes Bild zu machen und meine Kenntnisse zu erweitern. So fuhr ich vom 3. Februar bis zum 3. März 2008 nach Ägypten. In meinem Bericht möchte ich nicht chronologisch vorgehen – etwa in der Form eines kommentierten Tagebuchs –, vielmehr möchte ich meine Eindrücke so ordnen, wie sie im Abstand von einigen Wochen sich mir als besonders wichtig darboten.

Land der Dritten Welt

Natürlich hat man in Ägypten ständig den Eindruck, in einem muslimischen Land zu sein. Noch viel eindrücklicher aber ist die Erkenntnis: Ägypten ist nicht nur das bevölkerungsreichste Land im Nahen Osten – man ist eigentlich nur geographisch in Afrika, kulturell und politisch aber in »middle east« – Ägypten ist vor allem ein Land der 3. Welt. Die Armut ist unbeschreiblich. Was einmal Mittelklasse war, hat sich aufgelöst. Es gibt jetzt eine überwiegende Mehrheit von 80 bis 90% der Bevölkerung, die ständig ums Überleben kämpft, eine kleine Gruppe von Leuten, deren Lebensumstände man »gesichert« nennen darf und eine noch kleinere Gruppe von Menschen, die reich bzw. superreich sind. Zu letzterer Gruppe gehört auch die politische Elite des Landes, insbesondere die Großfamilie Mubarak.

Am eindrücklichsten zeigt sich die Situation an den Menschenmengen, die sich zu allen möglichen Tageszeiten in Kairo vor den Bäckerläden drängen. Dort wird das vom Staat subventionierte Brot ausgegeben; dabei wurde und wird die Ration, die pro Person ausge-

geben wird, seit Jahren sukzessive verringert. Obwohl seit 10 Jahren der gestützte Brotpreis wenigstens einmal im Jahr angehoben wurde, ist der Brotpreis auf dem freien Markt inzwischen fünf- bis zehnmals höher, also für die einfachen Leute unerschwinglich. Fleisch kommt nicht in Betracht. Selbst der Preis für ein Kilo Hühnerfüße und -köpfe, die ausgekocht werden, hat sich aus dem Bereich von 20 bis 50 Piastern auf 5 Pfund erhöht.

Es häuft sich ein Phänomen, das in muslimischen Ländern höchst ungewöhnlich ist: Familienväter begehen Selbstmord, weil sie ihre Familie nicht mehr ernähren können. Insbesondere geschieht dies im Ramadan, wenn die Speisen für den Iftar nicht mehr bezahlt werden können, und im Oktober, wenn zum Schuljahrsbeginn die Kinder neu eingekleidet werden müssten.

Ein Vergleich: Das Bruttonationaleinkommen pro Kopf beträgt in Ägypten laut Fischer-Weltalmanach (2008) 1260 US-Dollar, in Albanien, dem »Armenienhaus« Europas 2730 US-Dollar, in Rumänien bereits 3910 Dollar. Selbst in El Salvador, das ich vor Jahren als bettelarmes Land erlebte, beträgt das Prokopfeinkommen das Doppelte von Ägypten, nämlich 2450 Dollar.

Der Weltmarktpreis für Getreide steigt seit einigen Jahren – und nicht erst seit das Thema durch die Weltpresse geht – sehr deutlich, unter anderem, weil im großen Maßstab Getreide für die Gewinnung von Biokraftstoffen verwendet wird. Weil Ägypten bei geschätzten 74 Millionen Einwohnern (davon in Kairo 18 bis 20 Millionen) und einem Bevölkerungswachstum von 1,9% einen Großteil des Brotgetreides einführen muss (vor allem aus den USA, Kanada und Kasachstan), bedeutet diese Entwicklung, dass sich das Land noch mehr verschuldet, seine Abhängigkeit von den

USA und vom Weltwährungsfond noch mehr wächst und der Druck auf die arme Bevölkerung weiter zunimmt. Immer wieder wurde mir von christlichen Bischöfen wie von muslimischen Intellektuellen klar gemacht: Die Spannungen im Land haben ihre Ursachen zunächst in der Ökonomie, dann in der politischen Situation und erst dann und mit großem Abstand in eigentlich religiösen Gegensätzen.

Der interreligiöse Dialog – zumindest, wenn man diesen Begriff idealistisch versteht – ist also für die intellektuelle Szene Ägyptens kein erstrangiges Thema, vielleicht nicht einmal ein zweit-rangiges.

Dazu kommt noch folgende – für mich unangenehme – Wahrheit:

Fast jeder jüngere Ägypter möchte gerne auswandern. In die USA, nach Kanada oder Australien zu kommen, ist schwierig, aber nicht unmöglich. Immerhin hat die koptisch-orthodoxe Kirche in den USA und Kanada eine Diaspora von etwa einer Million Mitgliedern in drei Diözesen. Selbst die kleine koptisch-katholische Kirche (250.000 Mitglieder in Ägypten) hat Gemeinden in den USA und Kanada. In Assiut traf ich einen der beiden Priester aus Montreal.

Fest verschlossen aber sind die Tore der EU. Selten waren Süd- und Nordküste des Mittelmeeres so weit voneinander entfernt wie heute. Auch Deutschland – für das man in Ägypten seit der britischen Kolonialzeit (bis 1923) traditionell Sympathien hegte – bildet leider keine Ausnahme. Sehr genau etwa wird die Verschärfung der Visavergabe registriert. Ein Redakteur berichtet, dass man in Deutschland ägyptische Journalisten zu einem dreitägigen Kongress einlädt und ihnen ein Visum genau für die drei Tage des Kongresses gibt und keinen Tag länger.

Um es auf den Punkt zu bringen: Die Spannungen zwischen Islam und Christentum in der ägyptischen Gesellschaft kann man beklagen. Diese Klage klingt in Ägypten aber eher seltsam, wenn sie aus Nationen kommt, die selbst tief verwickelt sind in ökonomische und politische Spaltungsprozesse in der Welt.

Eine aufschlussreiche Anekdote in diesem Zusammenhang: Kurze Zeit vor meinem Studienaufenthalt besucht Emir Al-Qasim aus Shardsha Kairo. Es ist derselbe, der die Moschee von Penzberg finanziert hat und Mittel für eine Islam-Akademie in München bereitstel-

len würde. In Kairo hat er teure medizinische Geräte für ein Krankenhaus gestiftet, vor allem aber ein Altersheim und eine Rentenkasse für den ägyptischen Schriftstellerverband bezahlt. Dass man von Seiten bayerischer Ministerien die Generosität des Emirs mit Fragezeichen versieht, versteht in Kairo niemand.

Nun einige Beobachtungen zur

Beziehung von Christentum und Islam

im gegenwärtigen Ägypten:

Das Thema ist schier unerschöpflich. Ein Mönch im Kloster Muharrak in Mittel-ägypten – Muharrak ist nach der Legende der südlichste Punkt, den die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten erreichte – meint: »Vier Wochen sind eine schlechte Zeit für Ihr Vorhaben. Nach vier Wochen ist man nicht mehr naiv, aber man hat noch lange nichts verstanden. Nach vier Wochen weiß man bestenfalls, dass man nichts weiß.« Diese Voraussage ist eingetroffen.

Auffällig ist zunächst, dass christliche und mehr noch islamische Gesprächspartner die Einheit der ägyptischen Nation betonen. Es gibt keine ethnischen Minderheiten, von den oberägyptischen Nubiern abgesehen, die im Land sehr gut integriert sind. Christen und Muslime sind alle Ägypter.

Dahinter steht das Wissen, dass Ägypten jetzt schon aus ökonomischen Gründen einer Zerreißprobe ausgesetzt ist und dass die Spannungen am Ende der Präsidentschaft von Hosni Mubarak gewaltig eskalieren werden. Sein Sohn Gamal wird das Erbe des Vaters nicht allein antreten können, weil er nie Offizier war und die Armee nicht hinter sich hat. (Sein Vater bewährte sich im Jom-Kippur-Krieg im Oktober 1973, der aus der Sicht Ägyptens siegreich verlaufen ist, als Chef der Luftwaffe.)

Nun aber sind viele muslimische Intellektuelle der Meinung, der »Westen« werde die christlich – islamischen Gegensätze im Land dazu benutzen, Ägypten zu spalten. Von manchen Beobachtern wird dies allerdings für eine Ausrede gehalten, um Schikanen gegen die christliche Minderheit nicht entgegen treten zu müssen.

Spaltungstendenzen

jedenfalls gibt es jetzt schon: Während ich in Ägypten bin, feiert der koptisch-orthodoxe »Gegenpapst« Maximos seine großen Auftritte im Fernsehen und

anderswo. Sein Ziel ist es, die Autorität des Patriarchen Shenouda zu schwächen. Dazu ist er aus den USA nach Ägypten gekommen. Offensichtlich hat er die Unterstützung von Teilen der koptischen Diaspora und darüber hinaus evangelikaler Kreise in Amerika. Maximos klagt – ganz im Sinne der Evangelikalen – die etablierte orthodoxe Kirche an, missionarisch nicht genug aktiv zu sein.

Bei dem »event« mit Patriarch Shenouda, der jeden Freitagabend in der völlig überfüllten Kathedrale stattfindet, hat man allerdings den Eindruck, dass Ausdrucksformen (auch musikalische) und Inhalte der evangelikalen Bewegung durchaus in Ägypten Eingang gefunden haben.

Auch von Seiten der ägyptischen Regierung werden Maximos manche Wege geebnet, sonst wäre seine spektakuläre Präsenz im Staatsfernsehen nicht möglich. Offenbar liegt sowohl in den USA wie in Ägypten die Spaltung der orthodoxen Kirche im Bereich des Denkbaren, vielleicht sogar Wünschenswerten. Beliebte in der muslimisch-christlichen Polemik ist das Argument der Finanzierung aus dem Ausland. Dass die koptische Diaspora in Amerika die Heimatkirche bzw. –gemeinde unterstützt, liegt auf der Hand. Außerdem gehören zu den Superreichen des Landes durchaus auch Christen, die natürlich internationale Verbindungen haben und zur Finanzierung ihrer Kirche beitragen.

Kein Geheimnis ist das finanzielle Engagement saudiarabischer Kreise etwa beim Moscheebau.

Selbstverständlich ist, dass missionarische Wahabiten aus Saudi-Arabien nur Einrichtungen und Organisationen unterstützen, die ihren Vorstellungen entsprechen – aber das gilt ebenso für die christliche Rechte in den USA und anderswo.

Fakt ist, dass es wesentlich mehr Imame gibt als früher und dass auf der anderen Seite durch das Wirken des Patriarchen Shenouda in über 35 Jahren die Zahl der Mönche erheblich zugenommen hat.

Es fällt auf, dass auch muslimische Gruppen inzwischen sozialdiakonische Aufgaben wahrnehmen, die früher nur die Kirchen übernommen haben. In Assiut entfalten alle drei koptischen Kirchen – die orthodoxe, die presbyterianische und die katholische – eine beeindruckende diakonische Tätigkeit mit zahlreichen Einrichtungen vom Studentinnenwohnheim bis zum Kran-

kenhaus. Nun gibt es erstmals etwas, was es seit Jahrhunderten im Islam nicht mehr gegeben hat: eine Sozialstation, die von einer Moschee betrieben wird – für Tausende von Menschen, die weitgehend ohne medizinische Versorgung sind, zweifellos ein Segen. Noch etwas muss hier erwähnt werden:

Die Häufung von Marienerscheinungen in der orthodoxen Kirche,

vor allem in Mittelägypten. So ist die »Gottesgebäerin« – von der Gottesmutter sprechen die orientalisch-orthodoxen Kirchen bekanntlich nicht – in den letzten Jahren mehrfach über der Kathedrale von Assiut und über dem nahe gelegenen Kloster Doronka erschienen. Überall werden dort authentische Fotografien der Erscheinungen verkauft. Religionspsychologisch müsste man überlegen, ob solche Phänomene nicht Anzeichen eines erhöhten gesellschaftlichen Druckes sind.

Die staatliche Religionspolitik gegenüber dem Christentum ist mehr als ambivalent. Einerseits kommt die Staatsspitze zu orthodoxen Festgottesdiensten in die Markuskathedrale im Kairoer Stadtteil Abassija, so zuletzt etwa Gamal Mubarak an Epiphania. Oder der Provinzgouverneur von Assiut – wie alle Gouverneure ein ehemaliger Offizier – lobt bei einem Jubiläum die pädagogische Arbeit der katholischen Kirche als einen unverzichtbaren Bestandteil des ägyptischen Schulwesens. Andererseits warten Bischöfe und Gemeinden schier unendlich lange auf Baugenehmigungen nicht nur für Neubauten, auch für Renovierungen. Jeder Neubau muss vom Staatspräsidenten persönlich genehmigt werden – dieser aber empfängt Bischöfe in der Regel nicht.

Dazu kommt, dass ägyptische Christen wenig in der Politik präsent sind. Es gibt zur Zeit nur einen direkt gewählten koptischen Parlamentsabgeordneten, Yusuf Boutros-Ghali, der zugleich Minister, allerdings in Ägypten wenig bekannt ist. Dazu kommen einige koptische Frauen, die der Staatspräsident ins Parlament berufen hat.

Eine Karriere wie die von Boutros Boutros-Ghali, der es als orthodoxer Christ vom ägyptischen Diplomaten bis zum UN-Generalsekretär brachte, ist eine Ausnahme, zu der vielleicht auch beigetragen hat, dass die Familie zum alten politischen Establishment des Landes gehört; bereits im 19. Jahrhundert stellte sie einen Ministerpräsidenten.

Während meines Aufenthaltes in Ägypten erregten

zwei Gerichtsurteile

großes Aufsehen im Land.

Nach Jahren erreichte eine Gruppe von Leuten, die – zumeist, um eine Scheidung zu ermöglichen – vom Christentum zum Islam übergetreten und nun zum Christentum zurückgekehrt waren, dass ihre neue und zugleich ursprüngliche Religionszugehörigkeit von den Standesämtern offiziell eingetragen werden musste. Begründung: Die Rückkehr eines Christen zu seiner ersten Religion ist kein Abfall vom Islam. Diese Entscheidung des obersten Verwaltungsgerichtes ist durchaus ein Wagnis, für das die Richter heftig angegriffen wurden.

In einem anderen Fall hatte sich ein Mann, ursprünglich Muslim, vor vielen Jahren taufen lassen, ohne dass dies für ihn irgendwelche negativen Folgen gehabt hätte. Nun wollte er in den Ausweis »Christ« eintragen lassen. Dies wurde ihm letztinstanzlich verwehrt, ohne dass er bestraft wurde. Entgegen anderslautenden Gerüchten ist es in Ägypten nicht strafbar, wenn ein Muslim sich taufen lässt. Das Problem ist ein anderes: Durch den Prozess ist der Name des Mannes allgemein bekannt geworden. Damit ist er gesellschaftlich weitgehend stigmatisiert. Es gab Stimmen in der Gesellschaft, die den Tod des Mannes forderten. Selbstverständlich gibt es auch Kommentare in den Medien, die diesen Scharfmachern entgegengetreten. Aber es ist eben auch nicht strafbar, öffentlich den Tod eines Menschen zu verlangen. Und es bleibt dabei: Übertritte zum Islam werden in einem sehr einfachen Verfahren in die Standesamtsregister eingetragen, Übertritte vom Islam zum Christentum sind zivilrechtlich nicht vorgesehen. Damit sind wir bei dem Phänomen, das man die

Islamisierung der Gesellschaft

nennt.

Dass der Islam das gesellschaftliche Leben deutlicher prägt als vor Jahrzehnten, ist eine Realität.

So wird in Assiut ein Restaurant eröffnet. Per Zeitungsinserat und Plakat sucht man Mitarbeiter für Küche und Service: »Bewerbungen von Muslimen sind willkommen.« Genau genommen ist eine solche Stellenausschreibung auch in Ägypten verboten. Aber der Bischof, der drei Häuser vom Restaurant

entfernt wohnt, hat keine Möglichkeit, dagegen vorzugehen.

Nun gilt Assiut als Hochburg des Islamismus. Touristen sollen sich dort nicht aufhalten. Hätte mich nicht ein katholischer Priester vom Bahnhof abgeholt, so hätte die Polizei mich am Verlassen des Bahnhofs gehindert; auf keinen Fall sollen nochmals Ausländer wie vor einigen Jahren Opfer von Attentaten werden. Tatsächlich sind die Leute in Assiut zu mir sehr freundlich, wie überall in Ägypten. Keinen Augenblick spüre ich irgendeine Aggression gegen mich als Ausländer oder Christ.

Die Muslimbruderschaft, von der in Deutschland eher mehr als in Ägypten – und natürlich weniger kenntnisreich – geredet wird, hat sich schon vor einigen Jahren ganz offiziell zu einem Gewaltverzicht verpflichtet und dieses Versprechen bis heute durchgehalten. Ihre Stoßrichtung war nie, das Existenzrecht von Christen im Land zu bestreiten, vielmehr kämpfte sie gegen die Säkularisierung der islamischen Tradition und gegen eine Regierung, die das Land etwa auf die Idee der »Nation« gründen wollte, die dem klassischen Islam fremd ist.

Ich bringe dieser Stelle ein längeres Zitat des Islamwissenschaftlers Patrick Haenni, der 10 Jahre in Ägypten gelebt hat:

»Am 14. Mai 2004 rechnete Abd al-Munim Abu al-Futuh, ein Wortführer der Muslimbrüder, in den Spalten der Wochenzeitung al-Qahira endgültig mit dem zweideutigen Verhältnis der Islamisten zur Demokratie ab. Er rief dazu auf, sich zu erneuern und die Kultur der Militanz aus der Mitte der Bruderschaft auszumisten, und empfahl dringend, die Demokratie ohne Vorbehalte als Werkzeug der Machtregulierung anzunehmen. Den Diskurs über eine Anpassung der Demokratie an die islamischen und arabischen Verhältnisse lehnte er ab... Er sprach sich auch ohne Einschränkungen dafür aus, das Bürgersein als Grundsatz anzunehmen, und war darum auch bereit, eine koptische Präsidentschaft und die Präsenz von Frauen auf allen Ebenen der Macht zu akzeptieren.«

(Amirpur / Ammann, Der Islam am Wendepunkt, Freiburg 2006, 208)

Man kann voraussehen, dass solche Äußerungen als taqiya, also Doppelzüngigkeit, denunziert werden. Allerdings stammt die Lehre von der erlaubten politischen Verstellung der »schiitischen Doktrin« (Haenni) und wird von der

sunnitischen Gelehrtenwelt abgelehnt. Wichtiger ist folgende Überlegung: Ägypten ist unter der Regierung Mubarak kein eigentlich demokratisches Land; die Menschenrechtssituation »schwierig« zu nennen, ist eine Beschönigung. Niemand etwa bestreitet z.B. ernsthaft, dass die politische Polizei foltert. Die Regierung Mubarak aber wird aus strategischen Gründen vom Westen unterstützt. Sie erhält nach Israel die zweithöchste Militärhilfe der USA. Ägypten ist auch ein wichtiger Handelspartner Deutschlands. Da erscheint es eigenartig, um nicht zu sagen »doppeltzünftig«, wenn im deutschen Diskurs die Muslimbruderschaft nach wie vor als sehr gefährlich, die Regierung aber ausschließlich als Hort der Stabilität hingestellt wird.

Im Übrigen trat und tritt immer noch die Muslimbruderschaft durch ihre »Sozialfürsorge« hervor. Sie hat auch weiterhin den Ruf, dass sie von der im Lande grassierenden Korruption nicht berührt ist.

Zurück zum Alltag in Ägypten:

Selbstverständlich sieht man überall Muslime beim Gebet: in einem garagenartigen Raum zwischen Banken und Büros von Fluggesellschaften in Downtown-Kairo, auf einem Karton am Rand der Straße ins Tal der Könige, auf grünen Plastikmatten im Hauptbahnhof, in einem Verschlag auf der Rückseite der italienischen Botschaft. Fast zu jeder Tageszeit – eine Vereinheitlichung war nicht durchsetzbar – und auch an abgelegenen Orten – Lautsprecher machen es möglich – hört man den Ruf des Muezzin.

Fährt man mit dem Taxi, so kann man entweder die sattsam bekannte arabische Schlagermusik hören oder – zu jeder Tages- und Nachtzeit – sehr schöne Koranrezitationen. Wenn ich frage »Was ist das?«, bekomme ich manchmal freudestrahlend zur Antwort: »Der ehrwürdige Koran.« Die Auslegungen allerdings geschehen teilweise in einem Tonfall, der einen an evangelikale Prediger in Mittelamerika erinnert.

Auch am Telefon sagen viele nicht mehr »Hallo«, sondern »Salam«, wobei mancher Ägypter das so ähnlich empfindet, wie es Nord- oder Ostdeutschen ginge, die überall mit »Grüß Gott« angesprochen würden.

Normal sind überall die Kopftücher der Frauen. Vielleicht 10% oder höchstens 20% der Frauen in Kairo sind »unbe-

deckt.« Man erzählt mir, vor 30 Jahren hätten etwa 20% ein Kopftuch getragen.

Hier aber lernt man schnell, dass nicht alles Religion ist, was dafür gehalten wird.

Da sind die Studentinnen von der Universität gegenüber dem Dominikanerkloster. Viele tragen ein Tuch irgendwie locker um den Kopf geschlungen, es ist ein Accessoire. Dazu trägt frau Jeans und einen eng anliegenden Pullover.

Da sind elegante Damen in der Innenstadt, durchgestylt bis zum Kopftuch.

Da sind tief verschleierte Frauen, bei denen unter dem schwarzen Tuch kaum die Augen sichtbar sind. Ihr Ehemann ist westlich gekleidet und jung. Vielleicht will er nicht, dass andere Männer seine Gattin sehen. Bei Nagib Machfus kann man lernen, dass bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts die Familienväter der Kairoer Mittelschicht peinlich drauf achteten, dass ihre Frauen und Töchter von keinem Mann außerhalb der engsten Verwandtschaft gesehen wurden. Erst nach dem 2. Weltkrieg bzw. nach der Revolution von 1952 hat sich das geändert.

Schließlich kommt die einfachste und in der gegenwärtigen Situation plausibelste Erklärung von einem ägyptischen Journalisten: Die meisten Frauen haben kein Geld für den Friseur, nicht mehr, wo sogar der Kauf von Brot zum Problem wird.

Ich denke: So ist es mit uns Europäern, die nie genug Marx gelesen haben. Die einfachste, nämlich die ökonomische Erklärung fällt uns nicht ein. Eher vermuten wir eine ideen-geschichtliche Umwälzung im Verständnis der Religion.

Es gibt übrigens auch bei manchen Männern – durchaus auch bei »westlich« gekleideten – eine äußerliche Auffälligkeit: die Gebetsrosine, d.h. eine dunkel verfärbte Hornhaut in der Mitte der Stirn, die von den häufigen Berührungen des Bodens beim Gebet kommt.

Eine Erfahrung zum Schluss:

Ich fahre von Kairo nach Anaphora. Niemand weiß, wo das ist. Dem Fahrer muss ich sagen: »Bei Kilometerstein 151 an der Schnellstraße durch die Wüste nach Alexandria.« Dort ist ein weißes Tor. Aus dem Staub gelangt man in eine grüne Oase. Nach zwei Kilometern Fahrt durch eine Gartenlandschaft (in der Wüste!) kommt das Haus. Der orthodoxe Bischof Thomas – seine Diözese liegt in der Nähe des Klosters Muharrak in Mittelägypten – betreibt hier zusammen mit einer schwedischen Journalistin und Politikwissenschaftlerin ein Zentrum für Bildung und Begegnung – so nenne ich es. Bettelarme Mädchen um die 16 bis 18 Jahre aus den Dörfern in Mittelägypten kommen hierher und lernen Lesen und Schreiben, vor allem aber Selbstachtung. Am Schluss entwickeln sie ein Projekt, mit dem sich in ihrer Heimat Geld verdienen lässt. Mit einem Startkapital von etwa 1000 Euro kehren sie dann zurück, um dort in Mittelägypten ein anderes Leben zu führen.

Zugleich sind stets für kurze oder längere Zeit Gäste aus dem Ausland da. Beim Abendgottesdienst höre ich liturgische Texte auf Koptisch und die Lesung auf Arabisch, Englisch, Norwegisch, Schwedisch und Deutsch.

Bei den Gesprächen mit Bischof Thomas merke ich: Niemand hier macht sich Illusionen über die politische, gesellschaftliche oder religiöse Situation. Aber alle arbeiten für eine Zukunft Ägyptens in – ich gebrauche eine Formulierung aus der christlichen Ökumene – »versöhnter Verschiedenheit.«

*Dr. Rainer Oechslen,
Kirchenrat, Beauftragter für interreligiösen Dialog und Islamfragen*

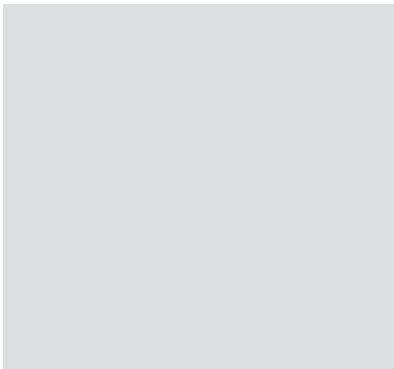
Ja und Nein

60 Jahre Israel - 60 Jahre Nakba

Dieser Artikel wurde er über den Kreis der üblichen Leserschaft unseres Blattes hinaus verbreitet. Er hat viele Verletzungen hervorgerufen. Deswegen ist er in der Internet-Ausgabe des KORRESPONDENZBLATTES nicht mehr enthalten.

Die Reaktionen auf den Artikel werden Sie im November in der elektronischen wie der Druckausgabe finden.

Die Redaktion



Deutscher Pfarrerinnen- und Pfarrertag

22. – 24. September 2008

Speyer

»Was du nicht willst, das man dir tu`...«

- welche Werte braucht das Land? -

Montag, 22.9.

17.00 Uhr

Eröffnungsgottesdienst mit Wandelabendmahl in der Dreifaltigkeitskirche, Predigt: Kirchenpräsident Eberhard Cherdron, Speyer, Kirchenmusik: Maurice Croissant, Speyer

19.30 Uhr

Festlicher Abend der Begegnung, mit Pfälz. Büfett und Jakob Habekost: »MundARTacke«

Dienstag, 23.9.

10.00 Uhr Andacht

10.30 Uhr Vortrag zum Thema von Bischof Dr. Wolfgang Huber, Ratsvorsitzender der EKD
anschl. Aussprache

14.00 – 16.00 Uhr

Podiumsdiskussion

Leitung: Ursula Ott, stellv. Chefredakteurin, CHRISMON und Pfarrer Matthias Pape

mit Josef A. Geyer, Vorsitzender der Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung der CDU/CSU in Rheinland/Pfalz, Sabine Leidig, Geschäftsführerin von ATTAC (Globalisierungskritisches Netzwerk), Professor Dr. Hans Georg Löbl, Präsident a.D. der Uni-

versität der Bundeswehr, München, Helmut Matthies, Gesamtleiter der Evang. Nachrichtenagentur Idea, Dr. Axel Wilke, Landtagsabgeordneter der CDU Speyer

20.00 Uhr

Pfälzer Mundartabend mit Prof. Dr. Hanspeter Schwöbel, musikalischer Umrahmung mit Imbiss

Mittwoch, 24.9.

8.30 Uhr

Morgenandacht in der Gedächtniskirche mit Pfarrerin Barbara Abel, Schifferstadt

Rahmenprogramm:

Stadtführung Speyer inkl. Domführung, Ausflug zum Hambacher Schloss und Schifffahrt auf dem Rhein

Anmeldung bis zum 25. Juli 2008

(Anmeldeschluss!) an:

Geschäftsstelle, Rinnig 8,
96264 Altenkunstadt

Der Pfarrerverein gewährt für die Teilnahme einen Zuschuss für Mitglieder.

Anfragen bei der Geschäftsstelle

Tel.: 0 95 72 - 79 05 00

Fax: 0 95 72 - 79 05 01

Mit dem Grüßen fängt es an

Aus dem Leben eines Krankenhausseelsorgers

Vor über zwanzig Jahren habe ich als Seelsorger im Klinikum Nürnberg begonnen. Ich war aus der Gemeinde gekommen, aus einer Großstadtgemeinde zwar, aber da lebten viele Menschen auf engem Raum; und so kannte ich relativ viele, denn die meisten Wege konnte ich zu Fuß machen. Und durch Grüßen wurden die Kontakte gepflegt und verstärkt. Im Klinikum angekommen grüßte ich aus Gewohnheit ganz selbstverständlich auch all die Leute, die ich inzwischen schon mal kennen gelernt oder getroffen hatte. Die Abweisung war ziemlich stark spürbar: man grüßt sich nicht einfach; dazu müsste man sich schon besser kennen. Ich habe begriffen, dass das Klinikum zu groß war, als dass man alle Leute, mit denen man mal kurz zu tun bekommen hatte, grüßen könnte oder wollte. Später habe ich es auch selbst ähnlich empfunden und gemacht. So ein Großunternehmen mit den vielen Fremden, die kommen und gehen, unterscheidet sich nur wenig von der Situation in der Straßenbahn. Mit der Zeit gab es allerdings immer mehr und immer häufigere Kontakte, auch solche die nur im Grüßen bestanden.

Zum Beispiel Herr Grimaldi.

Ich wusste lange Zeit nicht mal wie er heißt. Und wie es angefangen hat mit dem Grüßen, weiß ich auch nicht mehr. Herr Grimaldi war Elektrokarren-Fahrer im Gelände; immer häufiger und immer mehr sahen wir uns, wenn ich zwischen den Häusern unterwegs war. Und er winkte aus seiner Kabine heraus, und ich winkte ihm zurück.

Einmal ergab es sich, dass er mit anderen Transportarbeitern bei einem größeren Empfang mit Chefärzten und Honoratioren hinten im Saal bereitstand, um die Stühle zwischendrin mal umzuräumen. Ich entdeckte ihn und ging sofort auf ihn zu, sagte ihm dass ich es schön finde, ihm mal sagen zu können, wie sehr ich mich immer über sein Grüßen freue. Und er: »Ja, das finde ich auch sehr gut. Und es ist mir wichtig, die Menschen zu grüßen, da entsteht etwas Gemeinsames.« Oder so ähnlich. Und dann entfaltete er mir seine Philosophie des Grüßens und der Begegnung und der Kommunikation.

Seitdem war unser Grüßen noch bedeu-

tungsvoller geworden. Er, der vorher auch nicht wusste, wer ich bin, rief fröhlich: Grüß Gott, Herr Pfarrer! Und ich: Hallo, grüß Sie, Herr Grimaldi! Wenn wir uns länger nicht gesehen hatten, stellte er auch mal seinen Karren ab und kam herunter, und wir hatten einen kleinen Plausch über das Wetter oder den Urlaub oder über seine Heimat in Italien oder über unsere Kinder. Ich habe gemerkt: Es tut mir gut, wenn man (Putzfrau, Chefarzt, Pfleger, Psychologin, Handwerker, Sozialarbeiterin) mich grüßt, wenn man mich wahrnimmt, wenn man mich kennt, erkennt. Und so geht es offensichtlich auch den Leuten, die sich über meinen Gruß freuen. Nicht alle freuen sich; manche fühlen sich gestört, belästigt, manchen bin ich nicht sympathisch, oder manche lehnen mich ab als einen »von der Kirche« (»Vertreter«).

Für andere, Mitarbeitende, aber auch Patienten, speziell Patienten der psychiatrischen Klinik, die immer wieder mal stationär sind und mich von früher kennen, und die öfter auch mal außerhalb der Gebäude unterwegs sind, ist der Gruß wichtig: sie sehen ein vertrautes Gesicht, sind selbst nicht anonym, gesichtslos. Und dann und wann kommt mal eine ambulante Patientin auf mich zu: »Kennen Sie mich noch? Es geht mir wieder gut. Ich komme ganz gut mit meiner Krankheit zurecht.« Dann freuen wir uns beide.

Mitunter ist es wie ein Spiel, wie ein Flirt: sehen und gesehen werden, lächeln und zurücklächeln, grüßen und begrüßt werden, erkennen und erkannt werden, ansehen und angesehen sein.

Die Basis der Seelsorge

Lange Zeit habe ich dieser Art von Seelsorge (und es ist Seelsorge!) wenig Beachtung geschenkt. Immer war ja das intensive Gespräch, die vereinbarte Gesprächsreihe das höchste Ziel, und alles andere höchstens Vorfeldarbeit. Mein früherer katholischer Kollege hatte viele solcher kurzen Kontakte, insbesondere auch zum Personal; längere Einzelgespräche waren bei ihm eher die große Ausnahme. Aber die Leute freuten sich, wenn sie ihn sahen und wenn er sie wahrnahm. Von ihm habe ich gelernt, den kurzen Smalltalk, das freundliche Wort, das »Hallo«, den Scherz zu

würdigen.

Nicht dass ich auf intensive Gespräche keinen Wert mehr legen würde. Nicht dass ich mir nicht ganz gezielt auch Zeit nehme und in meiner Haltung vermittele: »Ich habe Zeit« für Begegnungen und Anteilnehmen an Freud und Leid und für geistliche Vertiefung und Gebet und Segen. Aber das, was man so nebenbei »Das-ist-auch-schon-Seelsorge« genannt hat, sehe ich jetzt (gegen Ende meiner aktiven Dienstzeit) als gewichtiger an, ja als wirklich wichtig. Hier ist die Basis der Seelsorge. Seelsorge ist nicht erst, wenn es um ernste Dinge geht.

Natürlich wollte ich auch nicht dem Klischee »Grüßbonkel« verfallen, der seine Aufgabe nur darin hat, den Leuten einen guten Tag zu wünschen. In einer amerikanischen Ladenkette hat man dazu eigens Männer angestellt, die die Leute am Eingang begrüßen – weil man natürlich gemerkt hat, dass es die Kunden freut, begrüßt zu werden, und dass sie dann lieber und vielleicht mehr kaufen. Den Leuten zuzurufen: Hallo, wie geht's?! aber in Wirklichkeit keinesfalls wissen wollen, wie es ihnen wirklich geht – das ist eine Zerrform von, ja von Seelsorge. Nein, wichtig bleibt, dass wir Seelsorgerinnen und Seelsorger in der Klinik immer auch bereit sind, uns einzulassen und wirklich zuzuhören. Halt: nicht immer! Aus gutem Grund werde ich nicht für alle und jeden offen sein und nicht mich andauernd in intensivster Anteilnahme nach seinem persönlichen Ergehen erkundigen. Authentisch sein und bleiben kann ich nur, wenn ich meine Grenzen wahrnehme. Aber wenn ich ein Krankenzimmer betrete und nicht bereit bin, mich einzulassen und zuzuhören, wenn ich nicht ein Interesse am Gegenüber habe, dann wird nur selten der gute Kontakt entstehen, der auch die Chance gibt, über Persönliches, über Freud und Leid zu reden.

Alltagsseelsorge

In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat sich auch in der Theologie das Gespür für eine »Alltagsseelsorge« entwickelt, die ihre Begründung weder aus dem Verkündigungsauftrag noch aus der Problembehandlung ableitet, sondern vielmehr aus dem Aspekt der Gemeinschaft.

Beim Geburtstagsbesuch nicht krampfhaft nach einer Gelegenheit – theologisch: nach dem »kairos« – zu forschen, wann jetzt etwas vom Evangelium zu sagen wäre, oder zu spitzen und zu boh-

ren, ob es da nicht ein Problem gäbe, das nach seelsorglicher Hilfe verlange, sondern es gelten zu lassen als vollgültige Seelsorge, wenn ich mit Oma Roth Kaffee trinke und mit Herrn Grün über den Club fachsimple. Seelsorge ist in diesem Sinn zuallererst ein Betätigen und Bestätigen der Gemeinschaft; theologisch gesprochen: die Aktualisierung (»Wahrnehmung«) der koinonia der Menschen am Leib Christi, ihrer communio, ihrer communicatio. Das Gespräch der Nachbarinnen über den Gartenzaun, das Raunen und Lachen zwischen Mutter und Kind, das überraschenderweise »gute« Gespräch bei einer Party, das sind – sogar unabhängig vom jeweiligen Inhalt – Seelsorgesituationen. Es ist Kommunikation um der Kommunikation willen, weil Menschen das brauchen. Wie Essen und Trinken, Atmen und Bewegen, wie Spielen und Lieben.

Über die Qualität dieser »Seelsorge« muss damit noch nichts gesagt sein. Es gibt auch unguete, herablassende Kommunikation, destruktive Gespräche, an der Basis wie in professionellen Settings. Ob die Kommunikation dem Evangelium gemäß ist, entscheidet sich keineswegs nur am Inhalt des Gesprochenen, sondern oft und oft viel mehr in der Art der Beziehung.

Gute Seelsorge geschieht, wenn in der Beziehung zwischen Menschen das freimachende und lebensdienliche, das angstmindernde und aufbauende Wort Gottes wirksam wird. Das kann geschehen im Smalltalk, durch ein »gutes Gespräch«, ein persönliches Gespräch, ein existentielles Gespräch – oder durch Schweigen, in mitmenschlicher Begegnung. Es beginnt mit dem Gruß.

So verstehe ich Seelsorge als eine Grunddimension von Kirche; nämlich die Kommunikation (Interaktion) der Organe, Glieder und Zellen am Leib Christi, nicht primär für die Information (kerygma, Verkündigung, Lehre), auch nicht vorrangig für Nächstenliebe, Hilfe und Therapie (diakonia), sondern Mit-Teilung des Wortes Gottes im Kommunikationsmodus der »Beziehung« (Gemeinschaft, koinonia, zweckfreier Austausch). Freilich ist in fast jedem Kontakt von jedem etwas enthalten. Je nach Gelegenheit und Notwendigkeit werden solche Begegnungen ausgebaut bis zur beratenden Seelsorge (seelsorgliches Beratungsgespräch) und bis zur Psychotherapie – oder der anderen Seite bis zur »Geistlichen Begleitung«, der gezielten und gesuch-

ten Verständigung über den eigenen geistlichen Weg.

Doch das Entscheidende ist, was (Christen-)Menschen miteinander tun und erfahren: ich bin wichtig, ich darf sein, ich kann geben und nehmen. Wir sind kommunizierende Zellen am Leib Christi, dessen werden wir gewiss, dessen darf ich mich vergewissern. In nuce geschieht das im Gruß, die Vergewisserung: ich gehöre dazu.

Heilsame Kommunikation

Seelsorge ist bewusst wahrgenommene heilsame Kommunikation. Viel öfter geschieht sie unbewusst und wird in diesen Fällen gar nicht als solche wahrgenommen und benannt; dann ist sie eine Funktion der ecclesia invisibilis. Erst wo bewusst wird, was da geschieht, sprechen Leute von »Seelsorge.«

Ein Schlüsselerlebnis: Ich betrete ein Krankenzimmer, in dem zwei Frauen sich im angeregten Gespräch befinden. Als ich mich vorstelle, strahlt Frau Schmidt: »Ach das ist aber schön, Herr

Pfarrer, dass Sie kommen. Wir machen hier gerade auch Seelsorge. Die Frau Huber die hört mir so lieb zu und macht mir Mut; richtig Seelsorge, das tut so gut.« Und Frau Huber meint etwas beschämt: Eigentlich hab ich gar nichts Besonderes gemacht; die Frau Schmidt ist so lieb.

So wird mit »Seelsorge« ein gewöhnlicher, zwischenmenschlicher Vorgang kirchlich, geistlich »bezeichnet«, gesegnet (signare), etwas flapsig gesprochen: »getauft«. Das Auftauchen des Pfarrers gibt das Wort dazu, was den Frauen sonst kaum eingefallen wäre.

Noch mal: Seelsorge geschieht, wo immer Menschen miteinander so sprechen, so Kontakt aufnehmen, dass sie sich gut tun, aufrichten, dass Freiheit wächst, Vertrauen und Hoffnung, dass sie sich ihres unverlierbaren Wertes vergewissern. Sie tun es zunächst nicht absichtsvoll, nicht vorwiegend um einander zu »helfen«, sondern wie im Spiel, zweckfrei. Oder eben so wie beim Grüßen, Lächeln, Winken, Blicken. Ein Gruß,

Seelsorge – was ist das eigentlich?

Das ist nicht leicht in Worte zu fassen, obwohl fast jeder ein Gefühl dafür hat, was Seelsorge ist.

Es gehört zu den Grundbedürfnissen des Menschen, sich aussprechen zu können, nicht nur über Banales zu reden, sondern auch über Persönliches, über Ärger, Freude und Leid; jemand zu haben, der Anteil nimmt und Interesse an mir hat. Man sagt, es tut gut, wenn man »sich etwas von der Seele reden« kann.

Hier auf Station sind es oft Kontakte und Gespräche, die sich »zufällig« ergeben, manchmal sind sie bewusst gewollt oder eigens vereinbart, auch in einem Sprechzimmer der Klinikseelsorge (Haus 47, I. Stock).

In diesen Gesprächen geht es um das Zwischenmenschliche, das ganz Persönliche, um Begegnung, um Spiritualität in einem sehr weiten Sinn. Mit Therapie und sozialen Belangen gibt es Überschneidungen, aber eher am Rand. Gebet und Segen haben ihren Platz, wo die Gesprächspartner sich gemeinsam vor Gott wissen.

Natürlich »machen« Seelsorge nicht bloß »die Pfarrer« oder die Hauptamtlichen. Auch Patienten sind Seelsorgerinnen und Seelsorger, Pfleger, Ärztinnen, Ergotherapeuten, Putzfrauen,

Sozialarbeiter; jeder Mensch tut das mehr oder weniger, freilich auch mehr oder weniger gut. Da passt ein Satz, den ich einmal gelesen habe: Wenn ich mir etwas von der Seele reden will, brauche ich eine Seele, die Anteil nimmt, ein Ohr genügt nicht. Immer aber ist wirkliches Zuhören das Wichtigste.

Für die Kirche ist Seelsorge – neben Verkündigung (in Gottesdienst und Unterricht) einerseits und tätiger Nächstenliebe (Diakonie oder Caritas) andererseits – ein dritter Grundpfeiler, der manchmal übersehen wird.

Es ist das Miteinander (–Leben) von Christen, das In-Beziehung-Sein, auch ohne speziellen Zweck, lebensfreundliche, offene, wahrhaftige, freimachende Kommunikation.

Und das geht immer auch über die Kirchengrenzen hinaus, sonst wäre Kirche nicht mehr Kirche, sondern eine Sekte.

Sehr oft misslingt das Kommunizieren, das Zusammenleben, gerade auch bei Christen. Deswegen brauchen wir einander, um voneinander zu lernen und Fehler wieder gut zu machen. Und manchmal brauchen wir auch professionelle seelsorgerliche Hilfe.

Ein Aushang auf Station / Patienteninformation in der psychiatrischen Klinik des Klinikums Nürnberg

der Absichten, gar Hinterabsichten verfolgt, schmeckt nicht. Schöne Grüße sind eine Art zweckfreies Spiel, vielleicht sogar ein Flirt. Ein netter Flirt, ein gutes Spiel hat seinen Zweck in sich. Wir brauchen das Spielerische; denn »der Mensch braucht dringend etwas, was er nicht braucht.« (Quelle unbekannt) Spielerische Kommunikation ist heilsam.

Jeder Mensch braucht das. Gerade aber jemand, der in einer Krise ist oder leidet, braucht noch mehr davon – Zuwendung. Dann besonders verwenden wir das Wort »Seelsorge« – oft in hörbaren Führungszeichen, nämlich, wenn jemand einem anderen, der verwirrt, traurig oder verzweifelt ist, zum Seelsorger geworden ist, oft ohne dazu einen Auftrag oder ein Amt zu haben. Patienten sind wirklich oft füreinander Seelsorger; ebenso Mitarbeiter für Patienten, aber auch Patienten für Mitarbeitende. Das Krankenhaus ist ein Ort, wo Seelsorge einleuchtet. Nicht nur durch Profi-Helfer.

Was nun für alle Menschen gilt, ist in der Kirche geradezu unverzichtbar. Christen sollen im Zusammenleben die befreiende Kraft des Glaubens spüren und mit einander teilen, mitteilen. Mit dem Grüßen fängt es an. Seelsorge ist Spiel. Vielleicht heiliges Spiel. Heilsame Kommunikation in »Heiligem Spiel«. Es ist das Miteinander(-leben) von Christen, das In-Beziehung-Sein, schon ohne speziellen Zweck, spielerische, freilassende Kommunikation.

Übrigens geht das immer auch über die Kirchengrenzen hinaus. Evangeliumsgemäße Kommunikation ist offen für andere, nicht beschränkt auf die Insider, sonst wäre Kirche nicht Kirche, sondern eine Sekte.

Seelsorge – biblisch

Es gibt in der Bibel keinen genau passenden Begriff von »Seelsorge«. Das Wort parakalein hat vielfältige Bedeutungen: bitten, trösten, mahnen, usw. (Gerade die bittende Funktion von Seelsorge könnte uns heute freilich wieder mehr zu denken geben: Wir bitten an Christi Statt: lasst euch versöhnen mit Gott.) Aber die Sache der Seelsorge, wie ich sie hier zu entfalten versuche, finde ich am besten abgebildet in dem häufigen Briefschluss in paulinischen und deuteropaulinischen Schriften:

»Grüßt einander mit dem heiligen Kuss.« Gruß heißt für mich: Ich schenke Ihnen / Du schenkst mir Aufmerksamkeit. (Ein schönes Wort für Seelsor-

ger!) Als Begrüßter entdecke ich mich als wahrgenommen, beachtet, geachtet, gewürdigt. Was immer Paulus mit dem heiligen Kuss gemeint haben mag, der Gruß als Ausdruck der Gemeinschaft ist ihm offensichtlich überaus wichtig. Aber sicher würde auch er den Gruß nicht verzwecken wollen. Ein heiliger Kuss kann nur unverzweckt sein. Wie ein schöner Flirt, wie ein Spiel, heiliges Spiel. Mit ihm geben wir einander unsere Würde. So wächst Gemeinde, eine grübende Gemeinde von Christen und Nichtchristen, sogar in einem anonymen Großklinikum.

Im Gruß steckt für mich der Kern der Seelsorge, was immer sich daraus entfalten und entwickeln mag.

*Rainer Häberlein,
Pfarrer, Lehrsupervisor (DGfP)
Evang. Seelsorge +
SeelsorgeWeiterbildung (KSA)
am Klinikum Nürnberg*

Aussprache

Richtig recherchiert?

zu: *Keine Dolchstoßlegenden*

in Nr. 5/08

Na, glücklicherweise konnten wir jetzt selbst lesen, was denn auf dieser »Gedenktafel für Landesbischof Meiser« alles stehen sollte. Herzlichen Dank dafür, dass nun veröffentlicht worden ist, was sehr schnell und heimlich in den Räumen des LKR ausgebrütet wurde. Nur, wie viel Peinlichkeit wäre der Kirche erspart geblieben, hätte man bei Erstellung der Gedenktafel – das sollte sie wohl sein – einige Fachleute zugezogen und sich beraten lassen. Von Pfr. Kitzmann z.B., der sich seit Jahren gründlich mit der Zeit der Naziherrschaft und Bischof Meiser befasst und auseinandergesetzt hat. Es ist doch wirklich peinlich und beschämend, wenn der LKR eine Gedenktafel erstellt, auf welcher unser ehemaliger Landesbischof sehr plakativ, und die äußerst schwierigen Verhältnisse in einem to-

talitären Staat nicht kennend oder missachtend, angeklagt wird. »von sicherem Port lässt sich 's gemächlich raten« meinte schon Schiller. Es fällt uns offensichtlich viel leichter, das Beil zu schwingen und mit Lust Vergangenseitsbewältigung zu betreiben, statt uns von Hebr. 13, 7 gemahnen zu lassen: »Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, ihr Ende schauet an und folgt ihrem Glauben.« Es ist das gute Recht des Enkels von Meiser, zu erwarten, dass in einem solchen Dokument, das auf Öffentlichkeit und Nachhaltigkeit angelegt war, seinem Großvater Gerechtigkeit widerfährt. Aber er musste mit einem Rechtsanwalt im LKR erscheinen, um die Anbringung dieser fehlerhaften Tafel zu verhindern. Warum hat der LKR keinen Kontakt mit der Familie Meiser diesbezüglich aufgenommen? Es wird doch sonst immer angemaht, man müsse mehr miteinander sprechen.

Kitzmann hat in seinem »offenen Brief« nichts aus dem Zusammenhang gerissen, sondern die strittigen und inkriminierenden Sätze ins Visier genommen. So durften sie nicht einfach stehen bleiben.

In der Diskussion um Bischof Meiser werden gebetsmühlenartig immer wieder seine Äußerungen aus den Jahren 1926 und 1943 genannt, in denen er sich antijüdisch geäußert habe. Wer hat sie je nachgelesen? Ehrlich. Zum Beispiel steht 1926 auch: »Der Kampf gegen das Judentum hat unter uns solche Formen angenommen, dass alle ernsten Christen förmlich genötigt sind, sich schützend vor die Juden zu stellen.« Im Stadtratsbeschluss für die Umbenennung der Meiserstrasse steht dazu: »Meiser habe den Antisemitismus unterstützt und gefördert.« Dieser Aussage wird man doch noch widersprechen dürfen. Warum hat das der LKR nicht getan?

Auch die nächste Pauschalverurteilung »Meiser unterließ es, öffentlich seine Stimme gegen die Ermordung und Verfolgung unzähliger Menschen zu erheben« bedarf differenzierter Betrachtung. Öffentlichkeit war sicherlich nicht Meisers Sache. Aber Meiser hat nachweislich 126 Nichtariern – man verzeihe mir, dass ich diese mir nicht genehme Bezeichnung verwende – die Ausreise aus Deutschland ermöglicht. Ebenso hat er in Ansbach gegen jüdenfeindliche Hetzblätter protestiert. Zwei Beispiele, das bedeutet kein Reinwaschen, wie manche Kirchenvertreter argwöh-

nen, sondern wir wollen einfach Meiser gerecht werden.

Jetzt noch dies mit der persönlichen Schuld, zu der »Meiser sich nicht deutlich und öffentlich genügend (pers. Anm.: das ist ein »Fünfer!) bekannt« haben sollte. Das war, ich sehe es ein, aus der Sicht einer mediensüchtigen Zeit, ein unverzeihlicher Fehler. Aber wissen wir, was Meiser auf der ersten Sitzung der Landessynode im Juli 1946 gesagt hat? »Eines möchte ich ablehnen, mich ständig zur Buße rufen zu lassen, von Leuten, die außer jeder Verantwortung stehen.« Für wie theologisch und von seiner eigenen Frömmigkeit her unbedarft halten sie unseren Landesbischof eigentlich?

Meinen sie, er hat sein persönliches Versagen und seine Schuld vor Gott und den Menschen nicht erkannt und auch bekannt? Nur eben nicht vor aufnahmebereiten Mikrofonen und laufenden Kameras. Diese »Behauptung« ist zutiefst verletzend und eines dem Evangelium verpflichteten Landeskirchenrates unwürdig. Kitzmann hat zu Recht dagegen protestiert. Ich tue es hiermit auch. Es ist ja gut protestantisch, um Buße zu reden. Aber meist geht es um die Buße, die andere tun sollten. Ich erlaube mir dazu aus dem Mitteilungsblatt der »Lebendigen Gemeinde München« zu zitieren: »Diejenigen, die sich heute mit dem Verhalten der Kirche im Nazi-Deutschland beschäftigen und dabei bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihr Versagen kritisieren, müssen sich fragen lassen, ob wir in dieser Weise mit der Schuld Anderer umgehen können? Ich meine, dass wir weder das Recht noch den Auftrag haben, Verstorbene an den Pranger zu stellen. Nach allem, was wir in der Hl. Schrift lesen, wird Gott uns einmal nicht fragen, wie wir die Schuld anderer bewältigt oder ob wir uns auch deutlich genug von ihnen abgegrenzt haben (Mt. 23, 30), sondern wie wir mit unserer eigenen Schuld umgegangen sind.« (Dieter Kuller)

Eigentlich habe ich mich über den Vorschlag, eine Gedenktafel für Meiser zu erstellen, gefreut. Aber wir werden doch unsere eigene Würdigung finden und uns nicht die inkriminierenden Sätze von einem politisch fixierten, schlecht informierten und Glauben und kirchlicher Verkündigung nicht gerade nahestehenden Stadtrat in München zuspiesen lassen.

*Hans-Joachim Schaffer,
Pfarrer i. R., Kauffering*

Sätze von gestern

Zu: s.o.

Die Entgegnung von Kirchenrat Dr. Hartmut Hoevelmann auf den offenen Brief von Pfarrer i.R. Kitzmann beginnt mit dem Satz: »Wahrnehmungen resultieren aus den Einstellungen, nicht umgekehrt.« Ob dieser Satz in dieser apodiktischen Form Bestand haben kann, ist fraglich. Aber auf jeden Fall muss er dann für alle Menschen gelten, für Psychologen und Soziologen, für die Kirchenleitung und jeden einzelnen Menschen. Es wäre ja höchst seltsam, wenn die Dinge nur bei einzelnen Personen immer entsprechend ihrer Einstellung verlaufen. Der Artikel schließt mit dem Begriff »Dolchstoßlegende«. Nach Ende des 1. Weltkrieges hatte der Begriff einen besonderen parteipolitischen Beigeschmack bekommen. Deshalb muss man über diesen Begriff nachdenken. Wer versucht da geschichtsklitternd mit dem Dolch zuzustoßen? Wer hat den Dolch in den Rücken bekommen? Wer hat einen Krieg verloren? Wer ist Opfer, wer ist Täter? Man muss doch die Vergangenheit in die Gegenwart umsetzen und nicht, wie es heute weithin geschieht, die Gegenwart in die Vergangenheit projizieren. Es ist schon fast erschütternd, mit welcher Unkenntnis und Ahnungslosigkeit heute über das 3. Reich geurteilt wird. Man könnte manchmal den Eindruck bekommen, dass zwischen unserem demokratischen Staat und der damaligen Diktatur gar keine so großer Unterschied besteht. Man hätte doch damals nur den Mund weit genug aufmachen müssen, wie wir es heute tun, wenn wir unsere Meinung vertreten, dann wäre die Weltgeschichte in andere Bahnen gelenkt worden. Doch solche mutigen Menschen, die ihr Leben, ihre Familie, Gemeinde, Kirche für nichts achten, sie nur Gott anbefehlen, die vermisse ich heute. In der Vergangenheit aber fordern wir sie an. Wenn wir heute solche Situationen überhaupt nicht kennen, sollte das allein Grund zur Dankbarkeit sein.

Hat sich eigentlich irgendjemand schon einmal Gedanken gemacht, was wohl geschehen wäre, wenn Meiser die Gräueltaten der Nazis in aller Öffentlichkeit angeprangert hätte? Landesbischof wäre er ganz gewiss nicht geblieben. Die Deutschen Christen aber hätten Bayern mit größtem Vergnügen und Genugtuung in Beschlag genommen. Natürlich sind wir Kirche in Vergangenheit und Gegenwart. Aber zur Kirche der Vergangenheit gehören auch die Deutschen

Urlaub an der Ostsee – Kirchliches Feriendorf in Lubmin

In idyllischer Lage, 2 Minuten vom Sandstrand entfernt, liegt das kirchliche Feriendorf Lubmin. 5 Finnhütten und ein Gemeinschaftshaus bilden auf einem mit Bäumen bewachsenen Grundstück das Feriendorf. Ein Sandkasten, Spielgeräte und eine Sauna komplettieren die Anlage, ein Fernseher steht im Gemeinschaftshaus.

Jede Finnhütte besteht aus einem großen Wohnraum, einem Schlafraum unter dem Dach, Bad mit WC und Dusche und einer Küche, die für Selbstversorgung ausgestattet ist. Es können bequem 4 Personen untergebracht werden. Zu jeder Finnhütte gehört außerdem eine große Terrasse.

Lubmin

liegt in der Nähe von Greifswald (ca. 15 km) direkt an der Ostsee, am Greifswalder Bodden. Die Inseln Usedom (20 km) und Rügen (40 km) sind leicht erreichbar, nach Stettin (Polen) sind es ca. 150 km.

Derzeit sind noch Hütten frei vom

11.09. – 05.11.2008

Eine Finnhütte kostet pro Tag für Mitglieder eines Pfarrvereins 30,00 Euro.

An- und Abreisetag zählen als ein Tag. Dazu kommen jeweils 65,00 Euro

für die Endreinigung.

Die Anreise erfolgt donnerstags, Abreise mittwochs.

Die Hütten werden wochenweise vermietet (in der Nebensaison sind Ausnahmen möglich).

Information und Belegung

erfolgt über den Deutschen Pfarrverband,

Frau Hormozi,
Postfach 2226
76010 Karlsruhe
Tel.: 07 21 - 85 89 17
(8.00 – 12.00 Uhr)
Fax: 07 21- 84 43 36.

Christen. Auch dazu müssen wir uns stellen.

Im Übrigen komme ich mit dem Begriff »Buße« theologisch nicht zurecht. Ich war immer der Meinung, dass Buße eine ganz persönliche, intime Angelegenheit zwischen mir und Gott ist. Natürlich kann ein Seelsorger dazwischengeschaltet werden, wenn er einzig und allein im Auftrag und Namen Gottes spricht und handelt. Dieser alte Begriff von Buße passt aber nicht zu dem Auftrag, dass die Kirche Buße tun soll für die Vergehen verstorbener Menschen. Wie müsste hier eigentlich das Beichtgebet lauten? »Ich armer, elender, sündiger Mensch bekenne dir alle Sünden und Missetaten, die meine Väter begangen haben in Gedanken und Worten, womit sie dich erzürnt und deine Strafe zeitlich und ewiglich verdient haben. Sie sind mir aber alle herzlich leid und reuen mich sehr und ich bitte dich....«. Wem soll Gott nun eigentlich vergeben? Dem Beter oder dem Sünder? Oder wem sollte gelten: »...du wollest mir zu meiner Besserung deines Geistes Kraft verleihen«? Deshalb würde ich vorschlagen, das Wort »Buße« aus dieser Diskussion endlich einmal wegzulassen. Wir stiften doch nur Verwirrung. Vor der Öffentlichkeit müssen wir uns rechtfertigen. Das hat nichts mit Buße zu tun. In dem Artikel ist vom Gericht Gottes die Rede. Bei der Beerdigung von Bischof Meiser wurde ganz gewiss noch die alte Formel gebraucht, die man heute seltener hört: »Wir befehlen unseren Bruder in Gottes Hand. Jesus Christus wird ihn auferwecken am jüngsten Tag. Er sei ihm gnädig im Gericht und helfe ihm aus zu seinem ewigen Reich.« Vor Gott müsste das eigentlich genügen. Oder nehmen wir unsere eigenen Gebete am Grab nicht mehr ernst? Ich denke, zwischen Gott und Meiser war die Frage der Schuld schon längst geklärt, bevor auch nur irgendein Mensch sich Gedanken darüber gemacht hat.

Natürlich sind wir Kirche in Vergangenheit und Gegenwart. Aber wir leben in der Gegenwart. Um die Vergangenheit aber müssten wir uns viel mehr bemühen, bevor wir ein hartes Urteil fällen. Vor dem Gericht Gottes würde ich mir eher Sorgen machen, ob ich für meine persönliche Schuld zu wenig Buße getan habe, als dass ich fürchten sollte, dass ich mich nicht genügend zu der Schuld der verstorbenen Glaubenväter bekannt habe. »Wer meine Gebote hält und nach meinen Gesetzen lebt, der soll nicht sterben um der Schuld seines Va-

ters willen« (Hes.18,17). Ich jedenfalls gehe mit meinem leiblichen Vater barmherziger um. Er hat immer behauptet, dass er nur seiner sieben Kinder wegen vor dem KZ bewahrt geblieben ist. Er hatte gegen den Nationalsozialismus gekämpft, für das reine Evangelium gestritten. Allerdings hatte er sich meines Wissens zu der Judenfrage niemals öffentlich geäußert. Vielleicht aus Rücksicht auf seine Familie. Aber ich kann ihm daraus nie und nimmer einen Vorwurf machen.

Selbstverständlich müssen wir mit den Opfern mitfühlen, sie unsere Solidarität spüren lassen, uns entschuldigen. Wir müssen glaubwürdig bezeugen, dass sich wirklich viel gewandelt hat und dass so etwas nie mehr geschehen darf. Entschuldigen aber müssen wir uns als Deutsches Volk und als Kirche, auch wenn das heute unbequem sein mag. Alles nur an einer einzigen Person festzumachen, ist einfach zu billig. Damit werden wir niemandem gerecht. Manchmal frage ich mich, wer den Artikel Meisers aus dem Jahr 1926 überhaupt gelesen hat. Es muss auch einmal klargestellt werden, dass 1926 eine andere Zeit war als 2006. Es ist immer wieder diese leidige Projizierung der Gegenwart in die Vergangenheit, die historisch völlig indiskutabel ist. Was für uns heute im Jahr 2008 an dem Artikel Meisers unerträglich ist, war damals eben nicht anstößig. Es war theologisch legitimiert und es war Sicht der breiten Öffentlichkeit. Es war sogar wissenschaftlich bewiesen (das Zauberwort »wissenschaftlich bewiesen«). Lauter Argumente, die auch unsere heutige Haltung rechtfertigen und begründen. Man lese einmal die Schulbücher über Völkerkunde oder theologische Literatur, z.B. Universitätsprofessor Gerhard Kittel: »Die Judenfrage«. Warum hat der hochgerühmte Kirchenpräsident Veit zu diesem unsäglichen Artikel Meisers geschwiegen? Man kann doch nicht annehmen, dass die damalige Kirchenleitung keine Ahnung hatte, was an dem Predigerseminar in Nürnberg geschieht und in welche Richtung die ganze junge Pfarrergeneration gelenkt wird.

Warum wendet sich Meiser ganz entschieden gegen jeden Rassenmaterialismus, der die Juden schon wegen ihrer Volkszugehörigkeit als minderwertig betrachtet? Er verurteilt auch den maßlos hochmütigen Irrtum, dass durch die »richtige Paarung«, also deutsch zu deutsch, Arier zu Arier, lauter tüchtige

und edle Menschen erzeugt würden. Darum fordert er die Christen auf, sich schützend vor die Juden zu stellen. Wenn Leute das heute als ein Feigenblatt ansehen, dann muss ich mich doch fragen: Wozu hätte Meiser 1926 ein Feigenblatt als Entschuldigung gebraucht, wo er doch der allgemeinen Zustimmung sicher sein konnte und wo er für diese Sätze von Julius Streicher doch auf das Übelste und völlig hasserfüllt beschimpft wurde. 1926 war eben nicht 2006. Es muss doch damals im deutschen Volk eine Judenfeindschaft gegeben haben, die selbst dem Antisemiten Meiser unerträglich war. Im Hinblick auf das deutsche Volk von Kollektivschuld zu sprechen, wird schwer sein. Aber die Kirche könnte den Begriff für sich anwenden. Nur: ob Landesbischof Meiser die Kollektivschuld ersetzen kann, ist fraglich.

Doch es hat sich glücklicherweise viel geändert und gewandelt: die Theologie, die öffentliche Meinung (bis auf ein paar Unverbesserliche), selbst die wissenschaftlichen Erkenntnisse. Nur vermisse ich heute die Dankbarkeit. Sollten wir Gott nicht aus allertiefstem Herzen danken, dass wir heute nicht in der Zeit des 3. Reiches oder ähnlicher Diktaturen leben, sondern in einer Freiheit des Denkens und der Meinungsäußerung, wie sie es noch niemals in der Geschichte gegeben hat? Stattdessen gibt es nur Jammern und Klagen.

Allerdings ähnelt die heute politische Landschaft schon fast etwas der Situation zur Zeit der Weimarer Verfassung: Ein Wirrwarr der politischen Parteien, ein gegenseitiges Hickhack, totale Hilflosigkeit, Orientierungslosigkeit und Frustration in der Bevölkerung. Es wäre so ungeheuer interessant, zu erfahren, wie wohl die nachfolgenden Generationen in 60 Jahren über uns urteilen werden, auf wen oder auf welche Partei die Kirche ihre Hoffnung gesetzt und einen neuen Aufbruch erwartet hat. 1930 hieß es: »Wenn wir jetzt bei dem neuen Aufbruch nicht dabei sind, wird die Zeit über uns hinweggehen«, so ein erboster Amtskollege in einem Brief an meinen Vater. Wird die Zeit über uns hinweggehen?

*Hans Wilhelm Ernst,
Pfarrer i.R., Michelau*

Ist der Gottesdienst nichts wert?

Der Schriftleiter des KORRESPONDENZBLATTES, Kollege Martin Ost, hatte in Nr. 12/07 S. 170 unter »Liebe Leserin, lieber Leser« geschrieben: »Wenn wir unsere Ruheständler nicht hätten, müssten viele Gottesdienste ausfallen – schon die »normale« Vakanzquote bringt das mit sich... wenn die Emeriti nicht wären, wir müssten »den Laden zumachen.« Und weiter: »Was unsere Kirchenleitung tun kann: Verhindern, dass aktive PfarrerInnen ihrer Kirche innerlich kündigen... denn solche PfarrerInnen werden im Alter keine Lust haben, »Alterskompetenzen« zur Verfügung zu stellen.«

Daraufhin hatte der Ruhestandskollege Helmut Schneider im KORRESPONDENZBLATT Nr. 2/08 S. 29 einen Leserbrief zum Thema »Ruheständler – Emeriti« mit der Überschrift: »Mein Lohn ist, dass ich darf?!« geschrieben.

Tenor: Der freiwillige ehrenamtliche Einsatz kostet für jede(n) Zeit und Geld ... »Aufwandsentschädigung scheint in der Kirche beim ehrenamtlichen Einsatz von Ordinierten ... nur auf dem Papier zu stehen..., Stillschweigend zu pokern, dass die Ruheständler sich schon engagieren werden auch ohne extra Geld, weil sie ja gewissermaßen nicht anders können – »Mein Lohn ist, dass ich darf...« (Löhne) –, ist nicht nur kurzfristig, sondern auch schäbig. Ob die jüngere Generation da noch ohne weiteres mitmacht, wage ich .. zu bezweifeln... Die Riege der Ruheständler ist stark genug, um sich für eine angemessene, generelle finanzielle Regelung zu solidarisieren.«

Nein, lieber Herr Kollege Schneider, ich als Vertreter der jüngeren Generation mache da nicht mit!

Ich bin Jahrgang 1949, bin aus gesundheitlichen Gründen in der aktiven Phase der Altersteilzeit, am 1.1.2010 – mit 60 Jahren – beginnt die Freistellungsphase. Mit 63 Jahren bin ich dann im Ruhestand.

Ich brauche vor allem in der Zeit vom 60. bis zum 65. Lebensjahr zusätzlich zu meiner gekürzten Pension Geld, da ich noch zwei Kinder in Ausbildung habe, für die ich nach meiner Scheidung Unterhalt zahlen muss. Alle meine Lebensversicherungen werden erst mit 65 Jahren fällig, das heißt, ich muss mir in der Zeit von 60–65 Jahren noch was dazu verdienen. Ich würde gerne das, was ich gelernt habe und auch ganz gut kann, tun: ab und zu Gottesdienste halten oder eine Kasualvertretung machen.

Aber nicht gratis nach dem strapazierten Löhne-Wort: »Mein Lohn ist, dass ich darf!«

Ich verstehe nicht, warum ich als Ruheständler zwar Gottesdienste und Kasualien halten darf, so viel ich will, dafür aber keinen müden Cent von der Kirchengemeinde bekommen kann. Ein im Ruhestand befindlicher Kirchenmusiker, der Gottesdienste spielt, bekommt doch dafür auch sein in der Rechtsammlung beschriebenes Honorar.

Warum kann für solche immer mehr notwendig werdenden Vertretungsdienste kein Posten im Haushalt der Kirchengemeinde erstellt werden?

Unser erster Vorsitzender Klaus Weber hatte mir auf meine Fragen hin geantwortet und auf die »Verordnung über die Nebentätigkeit der Pfarrer« (RS 556), die »Bekanntmachung über Vergütung und Auslagenersatz bei Vertretung im Dienst eines Pfarrers« (RS 559) sowie die Broschüre des Pfarrervereins »Auf dem Weg in den Ruhestand« verwiesen. Er schrieb mir, dass es »vor dem 65. Lebensjahr einige Grenzen für eine Nebentätigkeit« gibt. Und weiter: »Wir hätten gerne die Bestimmungen der Nebentätigkeit erweitert. Das Landeskirchenamt lässt dies aber nicht zu.« – Wieso?

Der in diesem Zusammenhang immer wieder strapazierte Begriff der »Alimentation« hilft mir da nicht weiter. Es sei eben unmöglich, Ruhestandspfarrer für Aushilfstätigkeiten finanziell zu entschädigen.

Es geht mir nicht um eine »Bezahlung«, aber doch darum, dass eine gewisse Anerkennung oder Aufwandsentschädigung für die Arbeit gezahlt wird, die man da leistet.

Besonders »witzig« empfinde ich es, dass nach § 3 »Pfarrernebentätigkeitsverordnung« (RS 556) »eine schriftstellerische, wissenschaftliche, künstlerische oder Vortragstätigkeit der Zustimmung (des Landeskirchenrats) nicht bedarf«, also anscheinend als »Nebenverdienst« möglich ist.

Ein Buch schreiben und verkaufen darf ich also, ebenso Vorträge über »Gott und die Welt« gegen Gebühr halten; aber nicht für einen Gottesdienst eine Aufwandsentschädigung bekommen! Wer kann mir das verständlich machen? Wer streitet mit mir gegen diese Ungleichbehandlung?

Hans-Eberhard Rückert
Pfarrer i.R.,
Nürnberg

Menschen wichtiger als Strategie

zu: *Gefragt, nötig, präsent in Nr. 6/08*
Der Hauptvortrag der diesjährigen Frühjahrstagung wurde von Prof. Raschzok, Lehrstuhlinhaber der Praktischen Theologie an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau, gehalten. Er hatte einen sehr lustigen Einstieg, der das Referat bestimmte – doch was muss ich im veröffentlichten Text lesen? Diese Passage, die viel über den Verfasser aussagt, fehlt. Dabei erzählte Prof. Raschzok von einem »treuen Landesbischof« (Hanselmann), dem »die Pfarrerschaft ein Herzensanliegen seines Amtes« gewesen sei. Dem wurden der heutige Landesbischof und das Kollegium der »Regionalbischöfe« gegenübergestellt, »denen die Beschäftigung mit den Pfarrern zuviel ihrer wertvollen Zeit kostete« (so habe ich den Vortrag noch in Erinnerung). Landesbischof wie Regionalbischöfe gäben die Sorge um ihrer PfarrerInnen an die Verwaltung ab, weil man selber sich nicht mit den Problemen belasten wolle. Der Schlusssatz dieser hübschen Passage hat sich mir eingepägt: »Und Gott, der Herr, war traurig über seine Kirche, die ihm Vorwürfe machte, dass er so viele Arbeiter in den Weinberg geschickt hatte.«

Prof. Raschzok, der immer hintersinnig lächelt, wenn ihn jemand auf seine mögliche Kandidatur bei den nächstjährigen Bischofswahlen anspricht, beschäftigt sich aufregend oft mit dem Amt des bayerischen Landesbischofs: In nächster Zeit tourt er mit dem Vortrag »Spiritualität des Bischofsamtes – Landesbischof Hermann Dietzfelbinger zum 100. Geburtstag«, wobei er diesen wohl gegenüber dem heutigen Landesbischof im Plus sieht. Raschzok hat die lustige Passage über den Landesbischof also nicht veröffentlicht. Was halten wir von einem Kandidaten, der schon vor der Wahl nicht mehr zu dem steht, was er gesagt hat? An was wird er sich nach der Wahl nicht mehr erinnern? Wir könnten hier den KüBiWaZ erlebt haben – den kürzesten Bischofs-Wahlkampf aller Zeiten.

Der heutige Landesbischof ist mit mir als 2. Vorsitzenden des Pfarrervereins nicht selten aneinander geraten. Dass ich ihn geschont hätte, kann man nicht sagen – ebenso wie ich die Titulierung als »Regionalbischöfe« als Bischofisierung unserer Kirche kritisierte. Aber letztlich haben wir beide uns immer auf das bezogen, was der jeweils andere tatsächlich gesagt oder geschrieben hat. Ausgerechnet Dr. Friedrich aber

vorzuwerfen, ihn würden die Probleme der Menschen weniger interessieren als das »strategische Geschäft« ist substanzlos und ohne Beleg. Wenn Raschzok hingegen Belege vorweisen kann, dann müssen sie genannt werden und dürfen nicht als vorzeitiges Einläuten des Bischofswahlkampfes missbraucht werden. Jemand, der diese Passage herausstreicht und nicht zu ihr steht, wird wohl auch damit überfordert sein, über Seelsorge zu streiten. Es bleibt zu hoffen, dass der Kandidat ein Ex-Kandidat und der KüBiWaZ abgeschlossen ist.

*Dr. Hermann Ruttmann,
Referent für Liegenschaften,
Geschäftsführer des
Pfründestiftungsverbandes,
Starnberg*

Dr. Richard Riess ist im Zusammenhang mit Berichten aus Rummelsberg in verschiedenen Zeitungen in einer Art zitiert worden, die er als rufschädigend ansehen muss. Wir geben ihm Gelegenheit, wenigstens in diesem begrenzten Rahmen seine Sicht der Dinge dazulegen. Red.

Falsche Behauptungen

zu: Claudine Stauber, »Litten Jungdiakone bei Experiment?« (NN, 5.6.08)

In diesem Artikel wird mehrfach auf angebliche Aussagen von mir Bezug genommen und werden Zitate von mir gebracht, die so nicht zutreffen. Das Presserecht der Bundesrepublik Deutschland räumt zum Glück jedem Bürger und jeder Bürgerin das Recht ein, den falsch dargestellten Sachverhalt in einer Gegendarstellung zu recht zu rücken. Das betrifft im vorliegenden Fall folgende Punkte:

1. Falsch ist die Behauptung, ich sei in die Rummelsberger Vorgänge von vorneherein »eingebunden« gewesen und habe »Bierleins Experimente mit 25 Jungdiakonen ... betreut.«

Richtig ist vielmehr, dass ich von den Rummelsberger Vorgängen keinerlei Kenntnis hatte, auch keinen einzigen der Jungdiakone kenne und erst am 7. Dezember 2007 – also erst wenige Tage vor Bekanntwerden der Anschuldigungen gegenüber Herrn Dr. Bierlein und vor der dann einsetzenden Pressekampagne – überhaupt erst von den Vorgängen in Rummelsberg erfuhr. Herr Dr. Bierlein ist am 7. Dezember 2007 von sich aus auf mich zugekommen, hat mir sein wissenschaftliches Projekt in groben Zügen vorgestellt und mich um eine kritische Stellungnahme und Hilfe bei

der Auswertung des bereits vorliegenden Materials gebeten. Dies habe ich dann in den folgenden Wochen und Monaten in einem ausführlichen, nach allen Seiten hin kritischen Gutachten getan und es den Anwälten von Herrn Dr. Bierlein übergeben.

2. Falsch ist die Behauptung wie die Unterstellung, dass das wissenschaftliche Projekt von Herrn Dr. Bierlein sich in dem »Experiment« zur Erforschung der Autoritätsgläubigkeit erschöpfe.

Richtig ist vielmehr, dass sich das umfassende wissenschaftliche Projekt von Herrn Dr. Bierlein auf sechs große Themenblöcke erstreckt: Entscheidungsfähigkeit, Selbstorganisation, Körperbild, Partnerschaft/ Beziehungsfähigkeit, Autoritätsgläubigkeit / Autoritätshörigkeit und Glaube / Spiritualität in den Lebensabschnitten der Adoleszenz und des

Jungen Erwachsenenalters. Das besonders umstrittene »Experiment« zum Thema »Autoritätsgläubigkeit« ist dabei ein nachgeordneter, wenn auch nicht unwichtiger Teil des ganzen Projektes.

3. Falsch ist die Behauptung, dass ich das so genannte »Milgram Experiment« in die Deutung der Rummelsberger Vorgänge eingebracht hätte und dieses in der Geschichte der psychologischen Forschung durchaus klassisch gewordene und zugleich heftig umstrittene Experiment als »positiv« beurteilen würde.

Richtig ist vielmehr, dass – aufgrund des vorliegenden Materials – einige Betroffene selbst (also auch Probanden) dieses Experiment als Interpretament bei den diesbezüglichen Vorgängen gekannt und benutzt haben. Ich habe also nur einen Begriff aufgenommen, der bereits zur Interpretation der Vorgänge

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Der rückläufige Auflagentrend bei den beiden »Sonntagsblättern« verursacht akuten Handlungsbedarf« schreibt die Präsidentin der Landessynode in ihrem neuesten Bericht aus dem LSA. Nicht immer habe ich das Gefühl, dass aus dem LSA die wichtigen Dinge berichtet werden. Hier kommt Wichtiges wie nebenbei daher.

Der Begriff »akuter Handlungsbedarf« weckt Befürchtungen: mit schnellem Handeln (das mit dem Zusatz »entschlossen« zu etwas Gutem gemacht werden soll, obwohl »Food« ja auch nicht je »faster« umso besser ist) ist wenig erreicht. Es würde sich lohnen, genauer hinzusehen – jedenfalls dann, wenn wir begriffen haben, wie wichtig für unsere Kommunikation nach innen wie außen eine gute (!) und unabhängige (!) Presse ist. Aber eben auch eine kirchliche – unsere Themen sind für die wenigsten Zeitungen interessant.

Nachdenken also: Ob der Rückgang der Auflage nicht absehbar war. Nicht nur, weil er lange schon vorher begonnen hatte. Sondern auch, weil wir heute zwei Blätter haben, von denen das eine der Klon des anderen ist. Früher sprach das Rothenburger Sonntagsblatt die eher ländlichen und konservativen Menschen an, das Münchener die evangelischen Bildungsbürger/innen: eine ungewöhnliche Breite kirchlicher Publizistik, die auch dazu beigetragen hat, dass sich die Flügel in unserer Kirche noch nicht außer

Hörweite voneinander entfernt haben. Jetzt haben wir ein Gemisch aus beiden, das im dümmsten Fall weder den einen noch den anderen gefallen kann. Man sollte (vorher!) darüber nachdenken, was passiert, wenn man Oberfranken- und Mittelfrankenteil in eine Ausgabe zusammenspannt (und daran auch nichts ändert, allen Bekundungen zum Trotz): da finden sich dann eben auch weder die einen noch die anderen wieder. Oder, wie unsere Kirche in der Öffentlichkeit verschwunden ist, seit man die Gebiete der epd – JournalistInnen unmäßig erweitert und ihnen die Schreibkräfte genommen hat. Wer den UnternehmensberaterInnen alles glaubt, soll sich über die Ergebnisse nicht wundern.

Nachdenken sollten aber auch die vielen KollegInnen, die über die Sonntagsblätter mit abschätzigem Lächeln hinweggehen und so wirkungsvolle Gegenwerbung machen: Diese Blätter sind nicht für uns geschrieben – wenn sie aber nicht geschrieben werden, verschwinden auch wir immer mehr aus der Öffentlichkeit. Man hätte schon in der Meiser Debatte eine innerkirchliche, gut informierte Gegenöffentlichkeit gebraucht. Also: Nachdenken. Und nicht vorschnell »Chrismon« als Lösung anpreisen: es wird neue LeserInnen ansprechen und viele bisherige nicht, die Beobachtung der Präsidentin also nicht erledigen. Ihr

Martin Ost

im Gebrauch war. Richtig ist weiterhin, dass ich weder in der Praxis noch in der Theorie das so genannte »Milgram Experiment« je gebraucht, gut geheißen oder propagiert habe. Im Gegenteil. Die Unverletzlichkeit (s. mein Buch, Die verletzlichen Jahre) und Geschöpflichkeit von Mensch und Tier waren mir immer höchstes Gut und werden es auch bleiben – gemäß dem reformatorischen Grundsatz, man solle seine Überzeugung aus der Kraft des Wortes und nicht mit Gewalt vertreten (»non vi, sed verbo«).

4. Falsch ist die Behauptung wie die Unterstellung, Herrn Dr. Bierlein sei es bei seinem Vorhaben primär nicht um ein wissenschaftliches Projekt gegangen, sondern um die Verfolgung anderer Ziele. Das wissenschaftliche Projekt sei nur ein Vorwand gewesen.

Richtig ist, dass sich durch das ganze Leben von Herrn Dr. Bierlein wie ein roter Faden ein dezidiertes Interesse an wissenschaftlichen Fragen und an wissenschaftlicher Forschung zieht, angefangen von seiner hervorragenden Altenstudie (1992) bis hin zu Veröffentlichungen der letzten Jahre.

*Prof. Dr. theol. Dipl.-Psych.
Richard Riess, Erlangen*

**Evang.
Bildungszentrum
Hesselberg**

■ **Heilkraft Wasser – begreifen, erleben, genießen**

19.9., 18.00 Uhr – 21.9.08, 13.00 Uhr
Zielgruppe: kirchliche Umweltbeauftragte und alle Interessierten
Die Teilnehmenden werden sich mit den vielfäl-

tigen positiven Eigenschaften des Wassers beschäftigen. Dies kann motivieren, im Alltag bewusster und sorgfältiger mit Wasser umzugehen. In Zusammenarbeit mit dem Umweltreferat der ELKiB.

Leitung: Werner Hajek

■ **Der Tod – Schrittmacher des Lebens**

Sinnvolles Leben angesichts von Endlichkeit und Abschied

24.10., 18.00 Uhr – 25.10.08, 18.00 Uhr

Jeder Mensch muss sterben. Das macht Angst. Viktor Frankl verändert den Blickwinkel auf dieses Erleben: Der Tod als Ende des Lebens lässt jeden Lebensaugenblick kostbar erscheinen. Deshalb kann das Wissen um den Tod zu einem Beweggrund für das Leben werden. Sachreferate, meditative und kontemplative Erfahrungen sowie Sinn erschließende Gespräche zeigen auf, wie der Tod zu einem Schrittmacher des Lebens für uns werden kann.

Leitung: Dr. phil. Dipl. Theol. Christoph Riedel, Logotherapeut

■ **Meine Zeit steht in deinen Händen**

31.10., 18.00 Uhr – 02.11.08, 13.00 Uhr

Die Teilnehmenden nehmen sich Zeit zum Innehalten und Atemholen. In Achtsamkeitsübungen, Wortmeditationen und durch Schweigen wenden sie sich ihrem Schöpfer zu. Meditative Tänze und Musik (u. a. mit Panflöten) bringen sie in Bewegung.

Leitung: Gisela Butz, Joachim Butz

■ **Mit der Trauer leben**

Ein Wochenende für Menschen, die einen nahen Angehörigen verloren haben

07.11., 18.00 Uhr – 09.11.08, 13.00 Uhr

Im Kreis von Menschen, die auf einem ähnlichen Weg sind wie man selbst, fällt es leichter zu weinen und zu reden. Diese Tage auf dem Hesselberg wollen Hilfe sein beides zu tun. Die eigenen Gefühle nicht verstecken zu müssen und über den eigenen Abschiedsweg zu reden. Dabei ist es wichtig, auch nach vorne zu schauen, auf den weiteren Abschiedsweg, der noch vor einem liegt. Wen oder was wir für diesen weiteren Weg brauchen, soll deshalb ebenfalls Thema sein.

Leitung: Gudrun Reuther, Bernd Reuther

Ausblick:

■ **»Perlen des Glaubens«**

– ein Rettungsring im Strom des Alltags

17.10., 18.00 Uhr – 19.10.08, 13.00 Uhr

Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

Seminar Hermann Hesse

■ **Narziß und Goldmund – ein Roman der Lebensentwürfe**

28.11., 18.00 Uhr – 30.11.08, 13.00 Uhr

Leitung: Dr. phil. Johannes Heiner, freier Literaturwissenschaftler und Lehrer der Kontemplation in Oberfranken; Pfr. Bernd Reuther

■ **Suche den Klang, der nie vergeht**

Eine spirituelle Reise mit Sufiritualen

28.11., 18.00 Uhr – 30.11.08, 13.00 Uhr

Leitung: Dr. Sahin Bicer, Pfr. Dr. Marcus Döbert

■ **Seht, die gute Zeit ist nah**

Veeh-Harfen-Kurzwochenende zur Advents- und Weihnachtszeit

06.12., 10.00 Uhr – 07.12.08, 16.00 Uhr

Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

Anmeldung und Information: Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Geroltingen; Tel.: 0 98 54 – 10 –0; Fax: – 10 –50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

Luther Gesellschaft

■ **Wahrnehmungen der Reformation**

Wie Reformation feiern – Was wird gefeiert?

19.9., 14.30 Uhr – 21.9., 11.00 Uhr

Ort: Lutherstadt Wittenberg, Stiftung Leucorea
Die Reformation wurde von Anfang an und wird bis heute sehr unterschiedlich gedeutet und bewertet. Fünf Referenten werden den Wahrheitsanspruch der Reformation in konfessionell – theologischer, kulturwissenschaftlicher und philosophischer und in historischer Perspektive diskutieren.

Diese erste der Tagungen der Luthergesellschaft in der »Lutherdekade« soll die Frage stellen, was wir 2017 eigentlich feiern werden, wenn wir an die Reformation erinnern.

Höhepunkt der Tagung ist die festliche Verleihung des diesjährigen Martin-Luther-Preises für den akademischen Nachwuchs.

Tagungskosten: (inkl. angegebene Mahlzeiten) 70,00 Euro, für Studierende 35,00 Euro, Übernachtung und Frühstück pro Person im EZ Luther-Hotel 96,00 Euro, pro Person im DZ: 75,00 Euro, pro Person im EZ Leucorea 67,00 Euro, pro Person im DZ 50,00 Euro.

Anmeldung bis 15. August 2008 an: Luther-Gesellschaft e.V. Collegienstraße 62 06886 Lutherstadt Wittenberg

Tel.: 0 34 91 – 466 –233 Fax: 466 –278

E-Mail: info@luther-gesellschaft.de

Mission EineWelt

■ **Studientag zum 150-jährigen Geburtstag von Johann Flierl**

18. Oktober 2008

Verantwortlich: Dr. Traugott Farnbacher, Dr. Claudia Jähnel

Pioniere, Missionare, Gedenkfeiern – wozu brauchen wir das heute? Der Studientag vergewärtigt mehr als den runden Geburtstag eines besonderen Menschen: Der vor 150 Jahren geborene Johann Flierl entwickelte eine Vision, die unsere klassischen Schemata oder Vorurteile sprengt. In seiner Arbeit mit den ausgegrenzten Aborigines in Südastralien und dann als erster Missionar, der aus Übersee im kolonialen Festland-Neuguinea anlandete, setzte er neue Maßstäbe. Mission heißt: Leben und Kulturen schützen, für die Rechte der »anderen« eintreten, Menschen zu einem konstruktiven und friedlichen Miteinander motivieren, Fremde für den Glauben an den versöhnenden Gott aller Menschen zu gewinnen.

Vier Vorträge und Diskussionsrunden laden ein zur Reflexion und Diskussion des Themas »Mission für das Leben.«

Auskünfte: Referat Mission Interkulturell.

Tel.: 0 98 74 – 9 – 15 01, Fax: 9 –31 50

E-Mail: mi@mission-einewelt.de

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Linus Benedikt Biller, 2. Kind von Pfarrerin Antje Biller und Daniel Englbauer, Nordheim am Main, am 17.4.2008.

Sebastian Heckel, 4. Kind von Pfr.in z.A. Julia Heckel und Pfr. Prof. Dr. Theo K. Heckel, Geretsried, am 14.5.2008.

Katharina Noemi Gassert, 2. Kind von Pfarrerin Sandra Gassert und Frank Gassert-Krause am 27.5.08 in Garmisch

■ Workshop: Trommel bauen und trommeln

31. Oktober – 2. November

für interessierte Junge und Ältere (auch ohne Vorkenntnisse) ab 14 Jahren

Verantwortlich: Anne Becker, Christoph Studer
Christoph Studer, ein Profi im Instrumentenbau (www.studer-klang.de), wird mit uns Trommeln bauen, so dass alle schließlich ihr selbst gebautes Instrument mit nach Hause nehmen können. Es fallen zusätzlich Kosten für den Referenten und das Material in Höhe von 50 - 90 EUR an. Zwischendurch werden wir die Werkbank verlassen und auf vorhandenen Instrumenten miteinander lebendige Rhythmen einüben... – Tipp: Der folgende Workshop »Mit Trommeln und Posaunen ...« kann von Interessierten kombiniert werden.

■ Mit Trommeln und Posaunen

2. – 4. November 2008

Musik in Afrika und Bayern

Verantwortlich: Michael Seitz, Stefan Wurth
In diesen Tagen wollen wir die Musik der Christen unserer Partnerkirchen in Afrika genauer kennen lernen und in eine kreative Beziehung zu der Musik in unseren Gemeinden in Bayern bringen. Kreativität und Freude am Experimentieren sind gefragt.

■ Theologie befreit!

Transformationen und Rezeptionen der lateinamerikanischen Befreiungstheologie

14. – 16. November 2008

Verantwortlich: Dr. Claudia Jahnel

40 Jahre nach der Bischofskonferenz im kolumbianischen Medellín, die als Grundsteinlegung für die Wende der Kirche in Lateinamerika gilt, lebt die Befreiungstheologie in Lateinamerika heute weiter. Um Leben und Befreiung weiterhin zu ermöglichen, hat sie sich jedoch mit den neuen gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen verändert. Die Basisgemeinden haben sich »wie Salz in den Wassern der Kirche aufgelöst.« Das Symposium lädt ein zu einem Süd-Nord-Dialog über die Herausforderungen einer befreienden Theologie heute in Lateinamerika und in Deutschland.

■ Politischer Frauenstudientag

Kostbares Wasser. Vom Lebensmittel zur Handelsware – von Gottes Geschenk zum Machtinstrument

15. November 2008

in Kooperation mit dem AK Frauen und Weltwirtschaft in der Fachstelle für Frauenarbeit im Frauenwerk Stein e.V.

Ort: Haus eckstein, Nürnberg

Verantwortlich: Gisela Voltz

Wasser ist die Grundlage allen Lebens, ein lebensnotwendiges Gut. Noch immer haben aber rund 1,2 Milliarden Menschen auf unserer Welt keinen Zugang zu ausreichendem und sauberem Trinkwasser. Diese Problematik droht sich angesichts von Privatisierungsdruck, ökologischer Zerstörung und Klimawandel eher zu verschärfen. Schon jetzt gibt es vielerorts soziale Konflikte und kriegerische Auseinandersetzungen um das kostbare Nass. Zusammen mit Expertinnen wollen wir die Zusammenhänge analysieren, in verschiedenen Workshops vertiefen und nach unseren Handlungsmöglichkeiten fragen.

Letzte Meldung

»Sehr geehrte Damen und Herren, anliegend dürfen wir Ihnen den Lebenslauf der Gastvikarin NN zur Kenntnis übersenden. Der Lebenslauf liegt uns bedauerlicherweise noch nicht vor. Wir werden Ihnen diesen jedoch nachreichen, sobald Frau NN uns diesen zur Verfügung gestellt hat.«

aus: Schreiben des LKA

Afrikatagung

■ Werke der Barmherzigkeit

Herausforderungen diakonischer Arbeit in Tansania heute

21. – 22. November 2008

Verantwortlich: Reinhard Hansen, Manfred Scheckenbach, Michael Seitz

Tagungsnummer: 8121

Christlicher Glaube wird sichtbar und erfahrbar in der Hinwendung zum Nächsten, der Hilfe benötigt. An konkreten Beispielen – wie der Arbeit mit AIDS-Waisen – werden wir aktuelle Herausforderungen und Ansätze der diakonischen Arbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania kennen lernen. Ein weiterer Aspekt wird die Frage sein, wie Anregungen aus der Partnerschaftsarbeit fruchtbar gemacht werden können.

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text finden Sie auch auf der Internetseite

www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau,

Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.

Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den

Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V.,

Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt,

Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de